

Ernst Michalski

Die Verwandlung des Knaben Kai. Roman

Kritische Edition

herausgegeben von Anna Maria Voci



Ernst Michalski

Die Verwandlung des Knaben Kai. Roman

Kritische Edition

herausgegeben

von

Anna Maria Voci

KLASSISCHE MODERNE

herausgegeben

von

Achim Aurnhammer, Werner Frick,
Dieter Martin, Mathias Mayer

Band 43

Zugleich:

VERÖFFENTLICHUNGEN DES
ZENTRALINSTITUTS FÜR KUNSTGESCHICHTE
IN MÜNCHEN

Band 60

ERGON VERLAG

Ernst Michalski

Die Verwandlung des Knaben Kai. Roman

Kritische Edition

herausgegeben

von

Anna Maria Voci

ERGON VERLAG

Umschlagabbildung:
Michelangelo Merisi da Caravaggio: Narziss,
um 1598/99, Öl auf Leinwand,
Rom, Palazzo Barberini

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Ergon – ein Verlag in der Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2021
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb des Urheberrechtsgesetzes bedarf der Zustimmung des Verlages.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen jeder Art, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und für Einspeicherungen in elektronische Systeme.
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.
Gesamtverantwortung für Druck und Herstellung
bei der Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG.
Umschlaggestaltung: Jan von Hugo

www.ergon-verlag.de

ISBN 978-3-95650-831-8 (Print)

ISBN 978-3-95650-832-5 (ePDF)

ISSN 1863-9585



*Ernst Michalski, Porträtfotografie aus seiner 1922 angelegten
Studentenkartei der Ludwig-Maximilians-Universität München*

Die Verwandlung des Knaben Kai

I

Der Knabe Kai wurde durch ein schrilles Rufen aus der traumlosen Entspannung eines lichten Schlafes gerissen. Zuerst erschrak er nicht. Zu sehr waren seine Glieder noch von der Fülle des sich dehnenden Wohlbehagens befangen. Doch als der Schrei abermals erklang und als in ihm Grauen und Verzweiflung zu zittern schienen, kroch auch in Kais Lastlosigkeit das Gefühl einer Spannung. Er wusste noch nicht genau, was es war und womit er sich auseinandersetzen sollte. Sein Geist buchstabierte noch schlaftrunken die einzelnen, unverbundenen Eindrücke daher, die sich zu keiner Bildhaftigkeit gestalten wollten. Soviel war klar: Er war nicht daheim. Das Bett, in dem er lag, war nicht das Bett, in welchem er geboren war. In seinem Elternhaus schlief er stets in dem braunen Holzgestell, das seinen ersten Schrei gehört hatte. Und die eigenen Jahre klangen ihm vertraut in dem leisen Knarren des beinahe gleich alten Bettes entgegen, wenn er sich des Nachts heftiger bewegte. Die Mutter war aus diesem Bette ausgezogen, als der Vater ihr jenes kunstvolle mit den Bronzebeschlägen geschenkt hatte, auf welchem fliegende Genien, Mohnblüten in den Händen, dem Segen des Schlafes ein Gleichnis verliehen.

Kai rührte sich. Das Bett, in dem er jetzt lag, antwortete nicht. Nein, er war nicht daheim. Doch er war auch nicht bei den Verwandten der Mutter in jener nordischen Landschaft, deren Kühle er oft genossen hatte. Warme Luft hüllte ihn ein, dennoch lag in dieser Wärme die Gewissheit, dass der Sommer vorüber war. Was bedeutete das alles? Kais Geist fing an, krampfhaft zu suchen. Zweifellos, er war in der Fremde, unter einem fernen Himmel, bei neuen Menschen. Und jetzt wurde ihm sofort alles klar, wie hatte er nur eine so lange Zeit brauchen können, um bis zur Gegenwart vorzustoßen? War er nicht in der großen südlichen Stadt, dem Ziel jahrelanger knabenhafter Sehnsucht?

Der Schrei, welcher Kai aufgeweckt hatte, hatte gerade nur so lange ausgesetzt, um dem Knaben Zeit zur Sammlung zu lassen. Nun durchdrang der angstvolle Ruf abermals die Luft, schien ganz nah, vielleicht nur zwei Zimmer entfernt, und wurde, wie vordem, von qualvoller Stille abgelöst. Kai sprang aus dem Bett. Er musste sehen, was nur zu hören unerträglich war. Da war es schon wieder: wehklagend und grauenvoll, die Stimme einer Frau, und langsam vereinigten sich in Kais Bewusstsein die Rufe der fremden Sprache zu einem Sinn. Sich immer wiederholend, von wortlosen Schreien unterbrochen, vernahm er: „Vogliono uccidermi, vogliono uccidermi.“¹

¹ „Sie wollen mich töten.“

Wer wollte jene Frau im übernächsten Zimmer töten? Er war bereits an der Tür, es war wieder Stille um ihn. Er hatte keine Angst. Warum auch? Etwas in seinem Herzen, ein ganz feines Gefühl für das wahrhaft Wirkliche, sagte ihm, dass es hier keinen Mörder gab. Er hatte aber keine Zeit, diese Empfindungen klar werden zu lassen, er tappte eilig über den dunklen Vorraum und legte die Hand an die Tür des Zimmers, aus dem die Schreie, jetzt nur noch schluchzend und wie verebbend, drangen. Die Tür war verschlossen.

Später entsann sich Kai, dass er auf dem Wege von seinem Zimmer zu dem der angstvollen Frau doch noch Zeit genug gehabt hatte, sich zu wundern, dass das Rufen, ebenso wie ihn selbst, nicht auch die Wirtin der kleinen Zimmerreihe – eine Pension konnte man sie kaum nennen – oder ihren Sohn, den breiten, schweren Mann mit dem Holzbein und dem hohen Kriegsorden, der so gern in seiner klangvollen und lebhaften Sprache von Abenteuern und Heldentaten erzählte, hervorgelockt hatte. Der Knabe blieb jedoch allein, die Tür öffnete sich nicht auf seine Bemühungen, und sein Fragen in jener noch so unvertrauten und fremden Sprache blieb ohne Antwort. Das Schreien aber hatte aufgehört.

Kai wurde beinahe etwas ungeduldig. Was bedeutete das alles? Wie konnte die Signora, deren Namen er nicht einmal kannte, da an der Wohnungstür des großen, dicht bevölkerten Mietshauses nur „interno sette“² stand, wie konnte jene „Matrone des siebenten Eingangs“ – so hatte er sie in dem Briefe an seine Mutter mit einer Ahnung für das Verhüllte des Fremdartigen genannt – über einen so beängstigend festen Schlaf verfügen? Der behäbige, schwere Sohn, der mochte allerdings schnarchen, aber die bewegliche Signora mit den feinen Zügen, die ihn bestimmt hatte, bei ihr ein Zimmer zu mieten? An allerlei Seltsamkeiten hatte er sich zwar bereits in den Räumen hinter der Tür des „interno sette“ gewöhnen müssen. Die Signora hatte wie eine marchesa ausgesehen, als er sie zuerst sprach, in dunkler Seide mit einem samtene Dreispitz auf dem grau gepudert erscheinenden Haar. Als aber der Alltag seine Rechte forderte, war plötzlich und Übergangslos aus der Marchesa eine etwas verwahrloste Kleinbürgerin geworden. Die gleichen feinen, freundlichen Züge zwar, die gleiche *cortesia*³ der Umgangsformen und die gleiche Lässigkeit der Bewegungen. Aber ein zerrissenes schmutziges Hauskleid und ungekämmte krause Locken schienen Kai wenig zu seinem ersten Eindruck zu passen.

Das war es überhaupt, was ihn in diesem Lande des Südens so sehr beunruhigte. In den wenigen Wochen, die er in Italien lebte, war dem Knaben eines nordischen Himmels – und der wölbte sich auch über dem Lande seiner Heimat am jenseitigen Fuße der Alpen – die Übergangslosigkeit aller Erscheinungen in ihrem Neben- und Nacheinander aufgefallen. Der nebellosen Kühle des

² „Wohnungsnummer 7“.

³ Höflichkeit.

Morgens folgte unmittelbar die Hitze des Tages, der blendenden Helle schloss sich kaum eine Dämmerung an. Beinahe übergangslos breitete sich das abendliche Dunkel des Südens aus, in dem aber nicht das Müdewerden heimatlicher Abende war, sondern die Bewegtheit des erst jetzt beginnenden Lebens auf Straßen und Plätzen, das rauschend aus der Gelähmtheit der spätsommerlichen Tageswärme erwachte.

Kai hatte es sich zur Aufgabe gemacht, täglich dieses abendliche Rauschen, dieses Erwachen aus langer Unterdrückung als reinen Klang in sich aufzunehmen. Es war für ihn der Inbegriff des Fremden und Neuen geworden, viel mehr als die Denkmäler und Kunstwerke, die in der südlichen Stadt zu sehen er voller Erwartung gewesen war.

Wer beschreibt daher sein Erstaunen, ja sein angstvolles Erschrecken, als er, noch immer vor der verschlossenen Tür im dunklen Vorraum des interno sette stehend, jenes abendliche Rauschen deutlich und immer mehr anschwellend zu vernehmen glaubte? Es mochte höchstens vier Uhr früh sein – welches Ereignis war in den Ablauf der Stunden und Tageszeiten eingebrochen, um wiederum übergangslos die eben geschauten Lebensordnung des fremden Volkes umzukehren? Was der Schrei der fremden Frau nicht vermocht hatte, das bewirkte das rauschende, beinahe heitere Gemurmel, das von der Treppe her an Kais Ohr drang. Ein seltsames Gefühl kroch das Rückgrat empor. Da klopfte es bereits am interno sette. „Apra!“⁴, rief eine kräftige Männerstimme. Es gab keinen Widerstand, Kai öffnete die Wohnungstür.

War das Gemüt des Knaben in den wenigen südlichen Wochen schon bis in seine Tiefen mit neuen und fremdartigen Bildern angefüllt worden, so überbot, was er jetzt erblickte, alles, was selbst die Grenzenlosigkeit einer jugendlichen Phantasie zu ersinnen vermocht hätte. Auf der engen Treppe des dicht bewohnten Hauses drängte sich voll gieriger Schaulust im ersten Lichte des Morgens eine unübersehbare Menge von Männern, Weibern und Kindern, teils so bekleidet, wie es die Matrone des siebenten Eingangs zu Kais Befremden stets war (es sei denn, sie ging aus oder empfing Besuch), teils gehüllt in Hemden oder knappe Tücher, die den Eindruck einer ganz selbstverständlichen Nacktheit noch steigerten. Kai blickte unwillkürlich an seiner eigenen Gestalt herab. Sein Schlafanzug erschien ihm plötzlich wie der Winterpelz, den er auf klirrenden, nordischen Schlittenfahrten zu tragen pflegte. Es fröstelte ihn leise – da zerteilte eine noch unsichtbare Macht die gedrängte Menge. Und es bahnte sich einer jener stets wie verkleidet wirkenden Polizeigewaltigen den Weg, die Kai mit frohem Staunen schon oft auf den Straßen der Stadt hatte einherwandeln sehen. Mit ruhiger Würde und mit ernstem Blick stieg der Beamte die Treppe hinauf. Er achtete nicht auf die stillwerdenden Neugierigen. Das, was zuerst wie das abendliche Rauschen des Südens geklungen hatte, verstummte. Angesichts des

⁴ „Machen Sie auf!“

Polizisten erschien Kais Schlafanzug plötzlich nicht einmal mehr vergleichsweise als ein Winterpelz. Er wurde immer leichter, nächtlicher und dünner, je näher der Uniformierte kam. Kai musste lächeln über den Frackanzug aus dickem, schwarzem Tuch, über die silbernen Aufschläge am Kragen, an den Ärmeln und an den Rocksäumen. Wie ein Märchen aber erschien der stolze Dreispitz, dessen leuchtend blaue und rote Federn⁵ zwischen den mehr oder minder Nackten majestätisch die Stufen emporwippten. Kai schämte sich beinahe seiner Nacktheit angesichts eines solchen Grades von Bekleidetsein. Alles wurde heiter wie ein Spiel in seinen unwirklichen Gegensätzen. Da erinnerte von Neuem ein Schrei aus dem verschlossenen Zimmer an den eigentlichen Kern der Begebenheit.

Der Polizist fiel über Kai mit einem Schwall von Worten her, die nur durch Achselzucken und Hinweise auf die verschlossene Tür beantwortet werden konnten. Der rot und blau Befederte klopfte auch unverzüglich an diese Tür, und das tönte anders als vordem Kais vergebliches Bemühen. Zwischendurch murmelte er unwillig etwas, das wie „questa pazza“ klang. Kai sah am nächsten Tage im Wörterbuch nach und lernte daraus, dass der Mann „diese Verrückte“ gesagt hatte. Die Hausbewohner waren inzwischen in den Vorraum nachgedrängt, alle schwiegen in begehrllicher Spannung. Als auch dem Polizisten nicht geöffnet wurde, stieß er schließlich im Vollgefühl seiner gesetzlichen Befugnis gegen die trennende Tür. Krachend flog sie auf, ein kaum unterdrücktes Lachen schüttelte die Menge. Kai aber sollte das Bild im Innern des Zimmers nie vergessen.

Es war ein kleiner, schmuckloser Schlafraum, ähnlich dem seinen. Das Fenster zur Straße stand offen, und durch dieses mochte der Polizist die Frau gesehen haben, die jene grauensvollen Rufe ausgestoßen hatte. Sie saß, nein, sie hing beinahe in der Fensteröffnung. Ihr Nachthemd wehte in Fetzen um ihren Körper. Sie wäre zweifellos längst auf die Straße hinabgestürzt, wenn nicht ein kleiner, etwa zwölfjähriger Bub sich mit aller Gewalt an sie gehängt und verzweiflungsvoll den immer wieder aufzuckenden Körper durch sein Gegengewicht in der Schweben gehalten hätte. Das Kind war am Ende seiner Kräfte, es atmete schwer, und der Blick spiegelte Grauen und Abstumpfung zugleich.

Schnell hatte der Polizist die sich nicht mehr wehrende, völlig erschöpfte Frau ins Zimmer gezogen. Er trug sie ins Bett und deckte sie zu, um das Kind kümmerte er sich nicht, und niemand von den Neugierigen dachte auch nur daran, zu helfen oder Hand anzulegen. Nur Kai war unwillkürlich vorgesprungen. So sagte denn der Polizist zu ihm, und soviel verstand der Knabe schließlich, hellhörig geworden durch die Not des Augenblicks, Kai solle aufpassen, dass die Frau nicht wieder Dummheiten mache, bis er mit einem Krankenwa-

⁵ Bei dem Polizisten handelt es sich um einen Unteroffizier der *Carabinieri*.

gen zurückkommen würde, sie abzuholen. Kai fühlte sich dieser Aufgabe nicht ganz gewachsen. Er war noch sehr jung, und das Schauspiel der Zerstörung eines Menschen, das er hier mit ansah, erfüllte ihn mit Grauen.

Als Erstes schloss er die Tür, um den Gaffern die Sicht zu nehmen. Die Frau lag still im Bett, als ob sie schlief, und der kleine Junge kauerte erschöpft in der Ecke wie ein Hündchen. Kai machte einen Schritt auf ihn zu und hätte ihn beinahe gestreichelt. Aber er war unerfahren im Geben von Zärtlichkeiten. So hielt er inne. Da erinnerte er sich einer Gebärde seiner Mutter. Er sah ihre Hand vor sich, wie sie ihm kühl und sanft das Haar aus der Stirn strich, wenn er als Kind vom Spielen heiß oder von Träumen schwer gewesen war. Und dann hatte sich stets Ruhe und Geborgenheit über ihn gebreitet. Kai nahm einen Anlauf und hob die Hand. Stockend und ohne die beglückende Selbstverständlichkeit der Mutter rang er sich eine Nachahmung jener Gebärde ab. Er strich dem Knaben das Haar aus der heißen Stirn, mehrmals hintereinander, so sanft er es konnte. Auch als kein einziges Haar mehr zum Wegstreichen da war, glitt seine Hand noch über die Stirn des Kindes, und er hatte dabei das ganz dumme und unverständliche Gefühl, dass diese Gebärde in all ihrer Zwecklosigkeit die Schönste für den kleinen Jungen war. Dazu sagte er: „Du tapferer Bub!“ Viel später fiel ihm erst ein, und er ärgerte sich, dass ihm die Röte ins Gesicht stieg, das Kind habe ihn ja nicht verstehen können. Wie hatte er vergessen dürfen, dass er im fremden Süden war, und dabei hätte er gut so etwas wie „Bravo ragazzo!“ sagen können. So schien es dem Knaben Kai, als ob die erste Zärtlichkeit seines Lebens einem neuen Menschen gegenüber missglückt sei.

Der kleine Junge blieb ganz still in seiner Ecke, auch die Frau rührte sich nicht. Kai hatte Zeit zu überlegen, während er Wache hielt. Er hatte die beiden am Tage vorher beim Abendessen im Speisezimmer gesehen. Es sei die Frau eines Fabrikanten aus dem Norden des Landes mit ihrem Sohne, sagte die Signora. Sie würden bald wieder abreisen. Nichts, aber auch nichts Besonderes war Kai an diesen Menschen aufgefallen. Da – plötzlich wimmerte die Frau von Neuem, doch nur noch ganz leise: „Vogliono uccidermi.“ Kai hatte das unbedingte Gefühl, er müsse etwas tun. Mühsam fragte er die Frau mit den Brocken der fremden Sprache, die ihm gerade einfielen, wer sie denn töten wolle. Verstört blickte sie ihn an und murmelte etwas von bösen Männern dort unter dem Diwan. Befreit sprang Kai auf. Es schien ihm, als ob diese Finsternis leicht durch die Sprache der Tatsachen erhellt werden könne. Er hob die Diwandecke empor und zeigte der Frau, dass sich dort niemand versteckt habe. Sie schien es einzusehen. Sichtlich arbeitete ihr kranker Geist fieberhaft. Schließlich entrang es sich ihr, nein, dort sei niemand, aber gestern Abend, das Essen der Signora, das sei vergiftet gewesen. Kai überlegte betroffen. Schließlich schaute er beinahe heiter auf. Auch hier schien ihm die Klarheit des Wirklichen unverkennbar zu sein. Wie käme es denn, fragte er die Frau, dass er selbst und

dass ihr kleiner Sohn jenes vergiftete Essen ohne jeden Schaden zu sich genommen hätten? Kai fühlte sich bereits als Sieger über die unbekanntten Mächte einer andern Welt. Doch er kannte noch nicht die Ausflüchte und Irrwege einer kranken Seele. „Ja“, sagte die Frau scheinbar ganz folgerichtig, „es gibt Gifte, die wirken nur auf Frauen und nicht auf männliche Wesen.“ Dazu lachte sie unheimlich und geheimnisvoll, dass es Kai in späteren Jahren, wenn er sich dieses Gespräch vergegenwärtigte, schien, als ob ein tiefer Sinn in den Worten der Frau gelegen habe. War sie wirklich verrückt oder gab es Gifte, die den einen Menschen zu Grunde richten, den andern aber unberührt lassen? Hatte sie von einem solchen Gift genossen, sodass das Zimmer des interno sette ihr zu eng werden musste und sie durch das Fenster einer Freiheit entgegenzueilen glaubte?

Doch an diese Dinge dachte Kai nicht, als der Polizist zurückkam, begleitet von einer Wärterin, welche die Frau anzog, ihre Habseligkeiten in einen kleinen Koffer packte und sie zusammen mit dem Knaben, auf den niemand achtete, hinab zu dem Krankenwagen geleitete. Draußen standen stumm noch einige der Hausbewohner. „Al Manicomio“, sagte der Polizist erklärend. Wie seltsam, dachte Kai, zum Irrenhaus mit einer roten und einer blauen Feder am Hut. Plötzlich öffnete sich eine andere Tür der Wohnung, und unter die mangelhaft bekleidete Schar trat endlich die Signora. Hatte sie so lange geschlafen? Nein, sie hatte sich angezogen und geschmückt, wie an einem Festtag. Es war sechs Uhr früh, sie trat aber lächelnd, wie eine Marchesa in schwarzer Seide, auf den Vorraum. Kai verstand nichts mehr. Er rannte die Treppe hinunter und hatte gerade noch Zeit, dem kleinen Buben, bevor die Tür des Krankenwagens sich schloss, die Hand hinzustrecken, nach welcher der Kleine mit einem Aufleuchten der erstarrten Augen griff. In Kai wurde das bestimmte Gefühl mächtig, er habe etwas Richtiges getan. Als er wieder in die Wohnung kam, schluchzte die Signora inmitten der Nachbarn: „Che vergogna, una pazza nella mia casa!“ Kai aber verstand nicht, wieso es eine Schande sei, eine Verrückte im Hause gehabt zu haben.

II

Kai hatte sich wieder in sein Zimmer begeben. Er fühlte plötzlich eine unsagbare Müdigkeit, als ob er von einer schweren Anstrengung ausruhen müsste. Draußen war heller Tag, und die Rufe der Pilzhändler drangen gedehnt und klagend zu ihm empor. „Funghi, funghiiii – – –“ Eigentlich hatte es keinen Sinn, sich wieder ins Bett zu legen. Aber Kai sehnte sich nach etwas Geborgenheit, und wo anders findet man die in der Fremde, ohne Menschen, als in der rechteckigen Umfriedung des Bettes? Und dann: Kai musste denken, viel denken, und es wäre ihm seltsam und unvermittelt vorgekommen, sich dazu auf einen der staubigen Sessel des kahlen Zimmers zu setzen. Er wollte nicht

schlafen, sein Herz schlug, als ob er etwas Entscheidendes erlebt habe. Und doch war er nur einer fremden, kranken Frau begegnet, die er nie wiedersehen würde, und einem armen, kleinen Buben, dessen Namen er nicht einmal kannte. Wie er wohl heißen mochte? Kai überlegte lange. Mario? Nein, Mario war der Name für einen sieghaften Jüngling. Antonio? Er wusste nicht, warum, aber auch Antonio schien ihm einen Menschen auf der Sonnenseite des Lebens zu bezeichnen. Und soviel war klar, der kleine Sohn der pazza würde sehr um einen Platz auf der Sonnenseite kämpfen müssen. Giacomo, Enrico, – –? Oder Francesco? Vielleicht Francesco. Kai dachte dabei an den sanften Heiligen, dessen milder Glanz durch die Kunst über die Jahrhunderte gebreitet worden war. Dennoch glaubte Kai nicht, dass Francesco der richtige Name für das Kind sei. Warum suchte er nur so angestrengt nach diesem Namen? „Funghiii – –“, klang es wieder in jenem seltsamen Tonfall von der Straße herauf. Gab es in der Heimat solche Stimmen? Warum bot der Händler seine Pilze so klagend an, mit einem Laut, der beinahe an die Rufe gemahnte, die Kai heute Nacht aus dem Schlafe gerissen hatten? Kai horchte angestrengt, und dann musste er wiederum sehen, was nur zu hören ihn beunruhigte. Er sprang aus dem Bett, eilte zum Fenster und schlug den Vorhang beiseite. Dort unten an der Ecke stand der Pilzhändler, zwei riesige Körbe rechts und links. Er war ein bärtiger Mann, mit einem großen, schattenspendenden Hut auf dem Kopfe. Er mochte vom Lande sein. Neben ihm standen zwei lachende Mädchen, und mit einer Grandezza, die Kai zuerst wenig zu der zerlumpten Erscheinung zu passen schien, scherzte er mit den Mädchen. Er lachte und zeigte seine breiten weißen Zähne, da – plötzlich, als ob er sich besänne – unterbrach er das Gespräch, holte tief Atem und stieß jenen klagenden Ruf aus: „Funghii – –“, um dann übergangslos weiter zu plaudern. Kai ließ verwirrt den Vorhang fallen. Da war es wieder, das Fremde, Unbegreifliche. Warum lag soviel Klage in dem Rufe des Mannes, während er doch heiteren Gemütes an der Ecke stand mit den lachenden Mädchen?

Kai erkannte, dass in der sonnigen Luft des Südens alle Dinge einem viel schnelleren Wechsel unterworfen waren als jenseits der Alpen. Aber das beunruhigte ihn zugleich. Er wollte es nicht so haben. Spiegelte jener Blick des kleinen Buben, der ihm voll von Grauen und Abstumpfung zugleich erschienen war, auch nur eine Seite? Und waren die anderen verhüllt und beziehungslos zu jener sichtbaren? Kai wusste nicht, dass ihm der Süden ein Geheimnis des Lebens zu offenbaren im Begriffe stand und dass auch im Norden eine Ahnung der abgekehrten Seite der Erscheinungen gültig war.

Plötzlich wusste Kai, wie allein der Knabe genannt sein konnte. Nicht Francesco, aber Franco. Und dabei erinnerte er sich an den glühenden Tag, als er mit Wolfgang Birk, der ihn begleitet hatte, in der stillen Stadt am Abhang des Gebirges die Reise unterbrochen und auf dem umfriedeten, weiten Platz vor der großen Kathedrale zum ersten Male das Neue des fremden Landes gespürt

hatte.⁶ Kein Mensch schien in der Mittagsstunde dort lebendig zu sein. Nur Steine und Sonne, und Sonne und Steine – so weit das Auge reichte. Wolfgang war bald ganz von den künstlerischen Reizen der Bauten gefangen worden. Aber in Kais sonst so empfängliches Auge war eine seltsame Blendung getreten. Er sperrte sich gegen die übersichtliche Vielseitigkeit der Piazza, gegen die kantige Viereckigkeit des Campanile und gegen die gequaderte Wucht des Domes. Es war sinnlos und dumm, aber sein Auge verschmähte es, um die Dinge herumgeführt zu werden. Er blieb ihnen fern, und während Wolfgang im Dunkel der Kirche verschwand, setzte er sich im Schatten eines Hauses auf den steinernen Rand eines Brunnens, in welchem kein Wasser floss. Da empfand er es in der mittäglichen Einsamkeit als vertraut und erlösend, dass plötzlich ein Kind über den Platz lief. Neugierig kam es auf ihn zu, und unbefangen betrachtete es den Fremden. In diesem Augenblick war Kai dem Kind für sein bloßes Dasein so dankbar, dass er es anreden musste. Und da sein Wortschatz in der fremden Sprache noch gering war, so richtete er an den kleinen Buben jene Fragen, die in ihrer steten Wiederholung ihn selbst als Kind immer zu einem eigensinnigen Verstummen gebracht hatten. Er fragte: „Wie alt bist du?“, und: „Wie heißt du?“ – Der Knabe war zwar erst sieben Jahre alt, aber er hieß Franco, und eine freie Heiterkeit ohne Scheu schien aus Blick und Stimme zu sprechen.

Nun wusste Kai, warum er dem Knaben des nächtlichen Erlebnisses, den als Sohn der pazza im Gedächtnis zu behalten er eine Abwehr fühlte, gleichsam als Gabe den Namen Franco zugedacht hatte.

Als Kai endlich aufgestanden war und den interno sette verlassen hatte, wusste er nicht recht, wohin er gehen sollte. Er hatte ursprünglich die Absicht gehabt, jene großen, klaren Wandgemälde des klassischen Meisters in dem heiligen Palaste jenseits des Flusses⁷ zu betrachten, über die er in der Schule den Aufsatz geschrieben hatte, für welchen ihm die Bewunderung der Mitschüler und das Lob der Lehrer zuteil geworden waren. Er kannte die Malereien gut, wie oft hatte er die Abbildungen in dem großen Buche, das der Mutter gehörte, angeschaut. Sie endlich so, wie sie wirklich waren, zu sehen, war eine seiner großen Vorfreuden gewesen. Doch heute schien es dem Knaben Kai nicht angebracht zu sein, jene ruhige Klarheit auf sich wirken zu lassen. Überhaupt – wie schon oft auf dieser Reise – es schien ihm, als ob abermals eine Sperre über seine offenen Augen verhängt wäre. Es war alles so fremd und neu. Er strich durch die Straßen der großen Stadt, ohne viel um sich zu schauen. Hatte er Furcht vor wiederum fremden und neuen Dingen?

Nachdem er gedankenlos in einer kleinen trattoria etwas gegessen hatte, sah er sich, gleichsam zufällig, jener großen Fläche gegenüber, die bedeckt ist

⁶ Bei dieser oberitalienischen Stadt handelt es sich höchstwahrscheinlich um Verona.

⁷ Raffaels Fresken in den vier sogenannten „Stanzen“ des Vatikanischen Palastes.

von den zerstörten Bauten einer fernen Vergangenheit.⁸ Plötzlich vermochten seine Augen wieder zu schauen. Hier war keine übersichtliche Vielfältigkeit, hier hatte die Zerstörung den Dingen nur noch eine Seite gelassen, gleichzeitig aber den Nebel einer seltsamen Entrücktheit darüber gebreitet. Der Kraft des Ahnens waren keine Grenzen gesetzt, das Abgekehrte blieb auch für das Auge unsichtbar und verhüllt, der schnelle Wechsel des Südens hatte in den Jahrhunderten seine Kraft verloren. Es war dem Knaben Kai, als ob hier, zum ersten Male im fernen Lande, die Luft der Heimat wehte. Was ging es ihn an, dass er bereits irgendwo in seinem Geiste das Wissen trug, das, was ihm jetzt geheimnisvoll erschien, habe, als es noch ganz und ursprünglich war, ebenso wenig jene Abkehr besessen, nach der er sich heute so sehnte?

Zu Füßen zweier schlanker Säulen, die von dem Bruchstück des Gebälks, wie von einer Brücke, verbunden wurden, auf abgeschliffenen Stufen, zwischen denen grüner Klee in dichten Ballen wucherte, ließ Kai sich nieder. Die Mittagssonne durchwärmte ihn. Das in einem tieferen Sinne Heimatliche der Umgebung gab seinen Gedanken die Richtung. Nicht dass er Heimweh hatte, oh nein, aber er musste an die Vaterstadt⁹ denken, an das Elternhaus aus roten Ziegeln inmitten des großen Gartens, der sich beinahe bis zum Ufer des hellgrünen Flusses¹⁰ hinabzog, dessen reißendes Wasser von den Gletschern des Gebirges herkam. Ein Seitenarm des Flusses strömte durch den Garten selbst. Es war kein breites Wasser, aber die Kraft der Wellen war so stark, dass man ein Seil von einem Ufer zum andern hatte spannen müssen, damit Kai und sein Bruder Alexander sich daran festhalten konnten, wenn sie im Sommer, leise vor der plötzlichen Kühle zitternd, ins Wasser gingen. Die Mutter lachte dann wohl seltsam, beinahe etwas fremd, und erinnerte die Knaben an die eisigen Gletscherbäche und die schattigen Fjorde ihrer um so vieles nordischeren Heimat.¹¹

Alexander war Kai Zwillingbruder. Er schien aber, als ob von der Natur in die eine Stunde, die Kai länger als sein Bruder gezögert hatte, sich von dem Takt des mütterlichen Herzschlages zu lösen, alle Unterschiede gelegt worden waren, die zwischen Brüdern bestehen können. War es ein Zufall, dass Alexander bald in der heimischen Weise Xandl genannt wurde? Während Kais fremdartiger Name unverändert blieb. Die Mutter liebte diesen Namen zu sehr, als dass sie ihn selbst durch eine Zärtlichkeit hätte verwandeln wollen, und den Anderen war er zu wenig vertraut. Im Übrigen: Er war ja kurz, und es ließ sich gut „Kai“ und „Xandl“ durch den weiten Garten rufen. Wenn dann die beiden Buben von ihrem Spielplatz oder von der kleinen Wiese, auf welcher

⁸ Gemeint ist das *Forum Romanum*.

⁹ München. Erst später aber, im Kap. III, wird diese Stadt als die Heimatstadt Kais ausdrücklich erwähnt.

¹⁰ Die Isar.

¹¹ Norwegen.

sie gelegen hatten, aufbrachen, um dem Ruf zu folgen, überholte Alexander stets den Bruder. Er trabte hin und her, immer war er in Bewegung. Und voller Lebendigkeit sprang er in das Haus. Kai dagegen veränderte seinen Zustand ungern. Langsam nur riss er sich von einem Orte oder einer Beschäftigung los, und noch lange nachher weilten seine Gedanken bei dem eben Verlassenen. Wenn Xandl immer wieder von einem Spielzeug zum andern griff und mit unruhigen Händen den eben begonnenen Steinkastenbau, an dem sie arbeiteten, wieder zerstörte, um etwas Neues daraus zu machen, so schien es Kai stets, als ginge bei dem ewigen Wechsel Unwiederbringliches zu Grunde. Aber er ließ Xandl gewähren, nur gelegentlich pflegte er zu bitten: „Lass es doch noch ein wenig, ich hab’ es ja kaum anschauen können.“ Und manchmal traten ihm dabei sogar die Tränen in die Augen. Die schlanke, blonde Mutter sagte, auch als die Brüder älter geworden waren, oft: „Alexander, warum hängst du so wenig an allem, was du tust?“ Zu Kai aber sagte sie wohl: „Geh voran, schau in die Ferne! Es kommen neue Dinge.“ Beide Knaben verstanden erst in späteren Jahren, was die Mutter gemeint hatte. Aber die Worte der oft wiederholten Ermahnungen prägten sich ihnen schon in der Kindheit ein. Zuerst begriffen sie jedoch nur soviel davon, dass sie jeder anders sein sollten, als sie es von selbst waren. Xandls schneller Verstand erfasste dies bald, aber lachend schüttelte er diese Einsicht wieder ab. Kai sann oft über den Sinn der mütterlichen Worte nach, ohne sich von dem leisen Druck, den sie für ihn bedeuteten, freimachen zu können.

So war es immer gewesen: Wer als Gast in das rotgezielte Landhaus und den wuchernden Garten kam, wurde zuerst von Alexanders strahlender Lebhaftigkeit bezaubert. Jetzt, da die Brüder 19 Jahre alt waren, wirkte schon seine äußere Erscheinung auf die meisten Menschen anziehend, ja beinahe unwiderstehlich. Und er verstand es, den Eindruck seiner hohen, biegsamen Gestalt, seines Blondhaares über dem hellen Gesicht und seiner klein und regelmäßig geschnittenen, aber beweglichen Züge mit einer unbefangenen, heiteren, oft jedoch auch überraschenden Gesprächsweise zu verbinden. Die alte Baronin Adelaide erzählte seinerzeit der Mutter – und Kai war zufällig dabei – von jener Unterhaltung, die sie mit Alexander geführt hatte, als es ihr zum ersten Mal ins Bewusstsein gekommen war, kein Kind mehr vor sich zu haben. Sie hatte Xandl, als er gerade das Gymnasium beendet hatte, gefragt, ob er sich auf das Studium an der Technischen Hochschule, das er jetzt zu beginnen gedachte, freue. Xandl hatte gelacht, die weißen Zähne gezeigt und gesagt: „Ich habe es mir noch gar nicht überlegt, doch es wird sicherlich sehr lustig werden.“

„Und die Arbeit, die Wissenschaft?“, meinte die Baronin.

„An die habe ich noch kaum gedacht“, antwortete er leichthin.

„Wieso?“, fragte darauf die alte Dame etwas bestürzt. Dies schien ihr nicht der richtige Anfang für ein Studium zu sein. Da wurde Alexander im rechten Augenblicke ernsthaft und eroberte das Herz der Baronin mit den Worten:

„Auf Wissen und Klugheit kommt es im Leben doch nicht an.“

Nun wollte Baronin Adelaide gern wissen, worauf es seiner Ansicht nach wohl ankäme. Hatte Xandl sich das je überlegt? Jedenfalls entgegnete er schnell und überzeugt, während seine blauen Augen – so erzählte später die Baronin Adelaide – auf eine unwiderstehliche Weise blitzten. Auf Lebendigkeit und eine dichte Folge von Ereignissen käme es im Leben an. Das gefiel der alten Dame, dennoch fragte sie weiter, warum Alexander dann überhaupt erst eine Hochschule besuche. Er aber beendete überlegen das Gespräch und sagte: „Es ist ja, wie das Meiste, nur ein Vorwand für das Leben, sich irgendwie zu entfalten.“ Dazu lächelte er, und niemand wusste, ob er es ganz ernst gemeint hatte. Er selbst wusste dies wohl am Allerwenigsten, aber er gewöhnte sich bereits daran, dass seine Gesprächspartner länger über seine Worte nachzudenken pflegten, als er selbst es, bevor oder nachdem er sie ausgesprochen, für notwendig hielt.

„Deliziös“, hatte die Baronin Adelaide zur Mutter gesagt, „diese Leichtigkeit und dieser Charme! Überlegen und bescheiden zugleich. Er ist naiv und hat doch bereits ein Wissen um das Leben!“

Die Baronin war eine kluge Frau, und sie hatte mit ihrem Urteil über Alexander bestimmt recht. Dass Kai ihre Erzählung mit anhörte, fiel ihr nicht weiter auf. Über ihn hätte sie oder jemand anderes nie so viele Worte gemacht. Es schien viel zu wenig von ihm auszugehen, als dass er die Gäste des Hauses zu irgend einer Stellung ihm gegenüber veranlasst hätte. Nicht dass er unbeliebt gewesen wäre, im Gegenteil, sie mochten ihn alle gern in seinem schweigsamen Anstand. Kai selbst war unbewusst dem Bruder dankbar, dass er durch sein ausstrahlendes Wesen Blicke und Gedanken der Menschen auf sich lenkte. Kai war von jeher daran gewöhnt, dass Xandl gleichsam sein Vorposten war, der mit Begeisterung jeden Druck von außen auffing, weil es für ihn so oder so nur wenig bedeuten konnte. Im Schatten des Bruders lebte es sich gut. Und die Liebe zu Alexander, die Kai noch nie in seinem Leben, wenn auch ein Streit zwischen ihnen ausgebrochen war, in Frage gestellt hatte, diese Liebe bestand nicht nur in jener unnennbaren, bluthaften Verbundenheit, sondern, wenn auch vielleicht unbewusst, in der gleichsam von der Natur gegebenen Aufgabe des Zwillingsbruders, das Leben und die Menschen von Kai abzulenken.

Mit Selbstverständlichkeit ließ er sich in Xandls Gegenwart von dessen Lebhaftigkeit verdecken. Er saß dann still dort, wo der Zufall ihn hingespült hatte, die schmale, aber im Vergleich mit seinem Bruder viel kleinere Gestalt auf eine eigenartige, manchmal ans Akrobatische grenzende Weise in sich selbst verschlungen, zufrieden, unbeobachtet in der zweiten Reihe zu sein. Die Meisten dachten, er höre den Gesprächen kaum zu, so in sich selbst versponnen erschien er, aber die Mutter wusste aus kleinen Merkmalen, ohne dass Kai es je gesagt hätte, wie sehr er wach war und wie ihm nichts entging. Aber wer sonst als die Mutter hätte das merken sollen, wenn man seine meist halb-

geschlossenen, von dichten, auffallend dunklen Wimpern beschatteten Augen sah? Er schien den Gästen des roten Ziegelhauses viel weniger gut auszusehen als Alexander. Kaum einer von ihnen hätte auch nur die Farbe von Kais Augen anzugeben vermocht, während Xandls Vergissmeinnicht-Blau jedem gegenwärtig blieb. Auch Kais Augen waren blau, aber die Skala aller seiner Farben war auf einen dunkleren Ton gestimmt. Wer sich die Mühe machte, einen Blick von ihm zu erhaschen, mochte von dem tiefen Blau und von der Dunkelheit der Pupille betroffen sein, aber wer gab sich diese Mühe? Kai lud niemand dazu ein. Auch sein Haar war blond, dunkler zwar als das des Bruders, doch nicht so dunkel wie seine eigenen Brauen und Wimpern. Am Dunkelsten war sonderbarerweise seine Haut, braun wie die eines Südländers, mit einer gelegentlich deutlich sichtbaren Oliventönung. Beinahe unschön war Kais Mund, der in seiner Größe und breiten Schwingung am meisten von Alexanders feingezeichneten Zügen abwich.

Manche nannten ihn für sich den „Kleinen“ und vergaßen bei all den äußeren Unterschieden, dass die Brüder gleich alt waren. Auf der Schule war Kai sogar keineswegs der Kleine gewesen, hier hatte er, ohne Absicht und selbst oft verwundert, durch eine Art stillen Ehrgeizes und durch das enge Verbundensein mit seiner jeweiligen Beschäftigung Alexander bei Weitem überflügelt. Als aber die Schule beendet war, fehlte ihm doch Alexanders unbefangene Sicherheit, sich für ein Studium zu entscheiden. Und da ihn niemand drängte und da vor allem die Mutter dafür sorgte, dass beiden Knaben vorerst genug Spielraum gelassen wurde zu suchen, so schrieb Kai sich auf der Universität ein und hatte sich nun bereits ein halbes Jahr bemüht, in der Lehre der Philosophie das zu erfassen, was sie wohl war: die Mutter aller Wissenschaften, die Weisheit des Lebens, der Weg zu allen Lösungen, die Voraussetzung für jegliches Tun, das den Augenblick zu überwinden trachtete.

Sicher wäre alles ohne eine äußere Veränderung weiter gegangen, und Kai säße jetzt nicht unter einem südlichen Himmel, auf den abgeschliffenen Stufen zu Füßen eines zerstörten Baus der Vergangenheit, wenn Alexander nicht eines Abends Wolfgang Birk von der Technischen Hochschule mit nach Haus gebracht hätte. Er hatte oft von ihm erzählt: Wolfgang war schon „erwachsen“, er war 23 Jahre alt und studierte bereits viele Semester Brückenbau. Xandl hatte bei den sportlichen Übungen der Hochschule zufällig neben ihm gestanden. So waren sie ins Gespräch gekommen, und Wolfgang war von Alexanders strahlendem Ungestüm, das von der tastenden und linkischen Unsicherheit der meisten Studenten so sehr abwich, schnell gefangen worden. Eine völlig andere Atmosphäre als die gewohnte, welche durch einen steten Kampf gegen die Bleigewichte des bloßen Daseins glanzlos geworden war, begegnete Wolfgang hier. Er empfand dabei nicht so sehr die glücklichen Umstände des äußeren Lebens, die Alexander eine unabhängige und freie Entfaltung gewährten. Das Sonntägliche, Festliche, das den Kern von Alexanders Wesen ausmachte, war es,

was Wolfgang magnetisch anzog. Xandl besaß in seinen Augen alles, worum er selbst schwer und oft erfolglos ringen musste, vor allem jenen leichtherzigen Charme, den schon die Baronin Adelaide hervorgehoben hatte.

Von ganz anderer Art waren die Gründe, die Xandl bewogen hatten, Wolfgang Birk einige Aufmerksamkeit zu schenken. Daheim erzählte er, es sei ihm angenehm gewesen, an der Hochschule jemand zu finden, der, älter als er selbst, ihm bei der Einrichtung seines Studiums und bei der schwierigen Aufstellung seines Stundenplanes hatte behilflich sein können. Und im Übrigen sei Wolfgang so belustigend ungelent, er ließ sich auf eine so reizende Weise in Verlegenheit setzen, und eine blutrote Welle stieg dann langsam über sein knochiges Gesicht bis unter das weiß-blonde Haar. Die Mutter hatte wohl leicht befremdet bei diesen Eröffnungen Alexanders aufgeschaut, und so fing Xandl sich mit der ihm eigenen, unnachahmlichen Schnelligkeit des Reagierens im rechten Augenblick wieder auf und landete, weil er einige Pulsschläge lang mit Leidenschaft selbst daran glaubte, gleichsam selbstverständlich bei geläufigeren Motiven für seine Freundschaft mit Wolfgang. Ja, es war ganz einfach Freundschaft, und der arme Junge tat ihm wirklich leid. Wolfgang hatte so wenig Freude am Leben, er arbeitete von früh bis spät, um seine Examina in kürzester Zeit und möglichst mit Auszeichnung zu Wege zu bringen, damit seine Mutter, eine Beamtenwitwe, bald entlastet würde. In den Ferien suchte er durch Übersetzungen und Privatstunden etwas Geld zu verdienen. Von dem letzten Erlös hatte er für seine Schwester ein Sommerkleidchen gekauft. „Er hat es mir gezeigt“, erzählte Xandl, „sehr schön war es nicht, aber die arme Kleine, die Schwester, hat sich bestimmt über die Maßen gefreut, und Wolfgang war so rührend in seiner Besorgnis. Ein anständiger Kerl“, schloss Alexander etwas gönnerhaft.

Wolfgang Birk war zum Abendessen gekommen. Er saß mit der Familie um den Tisch auf der Veranda, ließ seinen Blick in den grünen Garten gleiten, atmete den Blumenduft und genoss die Atmosphäre von Gepflegtheit, die über dem ganzen Haus lag. Das leise Gefühl von Unsicherheit, welches er dabei hatte, war nicht so stark, dass es ihm diesen Genuss hätte trüben können, es lag beinahe als reizvoller Gegensatz in dem Wohlbehagen mit eingeschlossen. Dass dieses Gefühl von Wohlbehagen sich weiter steigerte, dafür sorgte vor allem die Mutter, deren feines Empfinden sofort den richtigen Ton für den neuen Gast gefunden hatte. Kai bewunderte stets ihre Kunst, Gespräche einzufädeln oder in einem großen Bogen von einer Unterhaltung, die sich totzulaufen drohte, zu einem anderen Inhalt überzugehen. Es schien Kai, dies gehöre zum Wesen einer wahrhaften Dame.

Der hünenhafte Vater war dagegen von ganz anderer Art. Vielbeschäftigt und um die äußere Wahrung seiner Stellung im Leben bemüht, hatte er von jeher wenig Zeit und Willen gehabt, ein tieferes Einfühlungsvermögen für andere Menschen zu pflegen. Mit einer gewissen Kameradschaftlichkeit,

in welcher die natürliche Derbheit der Stadt, in der er schon geboren war, mitsprach, pflegte er seine Gäste willkommen zu heißen, um sie dann oft, vielleicht etwas allzu oft, zum Essen zu nötigen. Die Gabe, ein wirkliches Gespräch zu führen, einen Meinungs austausch zu unterstützen und sich an ihm zu beteiligen, fehlte ihm dagegen von jeher. Die naive Sicherheit, die bei Xandl den Charme einer unbeschweren Überlegenheit hatte, grenzte bei dem Vater beinahe ans Tyrannische. Wozu ein Meinungs austausch, da es im Grunde für ihn nur eine Meinung gab? Und das war die eigene, für welche er allerdings nie willens war nähere Gründe anzuführen, nicht nur weil ihm dies überflüssig erschien, sondern weil er auch nicht immer Gründe für seine Ansichten darzulegen im Stande gewesen wäre. Es bedurfte keiner Erklärungen und keiner Motive, es war eben so, wie er es wollte. Auf diese Weise war der Vater ein von Grund auf glücklicher Mensch, obwohl auch seinem Leben, wie jedem anderen, Enttäuschungen und Schicksalsschläge nicht erspart geblieben waren. Aber ein eigenartiger, wohlthätiger Mechanismus seiner Seele gestattete es, diese Enttäuschungen, welche die Bewertung der eigenen Person hätten erschüttern können, nicht voll zur Kenntnis zu nehmen.

Es war Kai nicht verborgen geblieben, dass zwischen den stets freundlich miteinander umgehenden Eltern sich manchmal mit erstaunlicher Deutlichkeit eine Kluft auftat. Selbst Xandl hatte einmal lachend gesagt: „Schau dir die Eltern an, wenn sie nebeneinander durch den Garten gehen. Man braucht sie nur zu sehen, ja man braucht sie nur von hinten zu sehen, um zu erkennen, dass sie von zwei verschiedenen Polen stammen.“ Er hatte das allerdings mehr äußerlich gemeint und dabei an den Gegensatz der nordischen Heimat der Mutter und der schon beinahe südlichen Vaterstadt am Fuße der Alpen gedacht.

Der Diener hatte den Wein eingegossen. Voller Teilnahme erkundigte sich die Mutter nach Wolfgang Birks Studium und nach seinen späteren Absichten. Wolfgang errötete so, wie Xandl es vorher beschrieben hatte. Es kostete ihn eine gewisse Überwindung, gerade hier, wo alles so frei und ungehemmt zu wachsen schien, von den Grenzen seiner äußeren Möglichkeiten und dem Zwang zu baldigem Gelderwerb zu sprechen. Aber allmählich überwand er seine Abwehr. Die Mutter gab ihm mit halben Worten unmerkliche Hilfen, und Kai, der ihn zum ersten Mal sah, hörte so angestrengt zu, dass selbst Xandls gelegentlich abirrendes Scherzen mit Tilde, der kleinen Schwester, welche mit großen Augen über die Tischkante lugte, die sich erwärmende Rede Wolfgangs nicht zu stören vermochte.

Da hob der Vater sein Glas und rief unvermittelt: „Zum Wohle!“ Das Gespräch war wie abgeschnitten, die eben erst sich knüpfenden Fäden zerrissen. Es entstand eine Pause, in der alle tranken. Der lapidare Ausspruch des Vaters hatte Wolfgang die eigene Redseligkeit zum Bewusstsein gebracht. Er schwieg, unsicherer als zuvor.

Kai überlegte, woher jener Trinkspruch, der nie in eine Unterhaltung einzugliedern war, seine eiserne Gesetzmäßigkeit erhielt. Er vermochte es nicht zu enträtseln. Er wusste nur, dass er selbst nie jenes erschreckende „Prosit“ oder „Zum Wohle“ rufen würde. Was mochte der Vater sich wohl dabei denken? Der Knabe Kai kannte ihn jedoch sehr wenig. Sonst hätte er gewusst, dass sein Vater sich gar nichts dabei gedacht hatte, dass er nur einer Sitte gefolgt war und dass er das Sterben des Gesprächs überhaupt nicht beachtet hatte. Kai selbst hatte bisher allerdings auch kaum etwas zur Unterhaltung beigetragen. Die Mutter versuchte, die Lücke auszufüllen, Wolfgang blickte auf seinen Teller und errötete abermals. „Es ist manchmal nicht leicht mit so jungen Leuten“, dachte die Mutter und wollte gerade von Neuem beginnen, da hörte sie die Stimme ihres Sohnes Kai in etwas heiserem Tone sagen: „Sie wollten von Ihren Plänen für die Herbstferien erzählen.“

Auch Xandl schaute auf. Es war sehr selten, dass Kai ungefragt in ein Gespräch mit Fremden eingriff. Wolfgang fühlte sich ermutigt und zwang sich, mit der ihm eigenen Energie, seine Pläne auszumalen, wie er sich für die Zeit zwischen den Semestern auf eigene Füße stellen wollte. Er beabsichtigte, als Hauslehrer auf ein Gut im Alpenvorland zu gehen, dort zwei kleine Buben in Latein und Mathematik zu unterrichten und gleichzeitig genug Zeit zu erübrigen, sich auf seine immer näher rückenden Examina vorzubereiten. Kai war sichtlich von Wolfgangs gerader Zielrichtung betroffen. Er fragte mit ungewohnter Lebhaftigkeit nach weiteren Einzelheiten, und Wolfgang antwortete mit großem Ernst. Alle hörten zu, selbst der Vater schien aufzumerken. Alexander fühlte sich etwas ausgeschaltet. Er versuchte vergeblich, durch Zwischenbemerkungen eine Bresche in das Gespräch zu schlagen.

Wolfgang Birk gehörte zu jenen Menschen, deren Angst, von Neuen in dem mühsam errungenen Anlauf gehemmt zu werden, stärker ist als die Scheu, das Wort zu führen. Er holte stockend und mit sichtlicher Überwindung zu einer längeren Rede aus, bis schließlich die Lebendigkeit seines Wesens ihn mitriss.

„Schauen Sie“, wandte er sich abwechselnd an die Mutter und an Kai, „mein älterer Bruder ist gefallen. Im letzten Kriegsjahr. Er war unendlich viel begabter als ich. Wirklich, das ist keine Bescheidenheit. Was hätte er heute bereits erreicht haben können! Wir haben daheim Gedichte von ihm, aus dem Felde, sie sind ganz seltsam und von ursprünglicher Kraft. Aber er wäre wohl kein Dichter geworden, er hatte etwas nach außen Weisendes, das zur unmittelbaren Wirkung von Mensch zu Mensch drängte. Vielleicht wäre er Lehrer geworden und hätte junge Menschen zu Kunst und Dichtung geführt, vielleicht wäre er aber auch nach Afrika gegangen zu den jungen Völkerstämmen, zu den Wilden. Er hatte so viele Möglichkeiten. Wer daher die Gnade hat, heute noch da zu sein und zu arbeiten, muss seinen Weg unablässig verfolgen, sobald er ihn einmal gefunden hat“, setzte Wolfgang mit einem Blick auf Alexander hinzu.

Kai schluckte, er hatte vieles auf dem Herzen. „Wie aber findet man den Weg?“, fragte er. Wolfgang errötete. „Ich weiß es nicht genau. Vielleicht werden wir geführt.“

„Geführt?“

„Ja, durch das Schicksal, durch Begabung und Veranlagung. Man muss wohl nur versuchen, den wahren Kern freizulegen. Alles Übrige geschieht dann mit uns. Eines ergibt sich aus dem anderen. Ein scheinbar zufälliger Schritt zieht alle folgenden nach sich, und am Ende erkennt man, dass wir bewegt werden wie Puppen auf einer Bühne.“

„Ja, ja, die die Welt bedeutenden Bretter“,¹² sagte der Vater. Wolfgang schwieg. „Du hast ja heut’ einen so seriösen Tag“, scherzte Xandl. Wolfgang versuchte zu lächeln. Angesichts des Wohlwollens der Mutter und der Spannung Kai’s erschien ihm Alexander’s Leichtigkeit plötzlich schal.

„Trinkt euren Wein, er ist zu schade, um durch tief sinnige Gespräche seiner Würze beraubt zu werden. Überhaupt, man sollte über derlei Dinge nicht bei Tisch reden“, fuhr Xandl fort.

Dazu bohrte er seine weißen Zähne in einen Pfirsich. Kai wusste, ganz unrecht hatte der Bruder nicht. Man sprach besser nicht über solche Dinge beim Essen. Es gab andere, stillere Gelegenheiten. Dennoch sagte er ungewöhnlich bestimmt, beinahe heftig:

„Manchmal aber möchte man gleich Antwort haben, man kann nicht immer warten.“

Als ob es bereits zu viel war, was er gesagt hatte, schlug Kai die Augen nieder. Wolfgang warf ihm einen dankbaren Blick zu. Das war nicht Xandl’s ewig sonntäglicher Charme. Einen Augenblick lang hasste er die Schluss schnörkel, die Alexander stets seinen Worten gab und die ihm bisher so weltmännisch erschienen waren. Er sehnte sich nach unverzierter Gradlinigkeit. Um seine eigene Missstimmung nicht aufkommen zu lassen, sagte er jedoch leise: „Du hast recht, Xandl, da siehst du wieder einmal meine Schwerfälligkeit. Ich sage und tue alles zu falscher Zeit.“

Nun griff die Mutter ein. Es war an ihr, Wolfgang zu stützen. „Wägt und deutet nicht soviel. Wir sind hier in keinem Parlament. Es gibt keine Satzungen, wann etwas gesagt werden darf und wann nicht.“

„Ich hebe die Sitzung auf“, rief der am Gespräch völlig unbeteiligte Vater und erhob sich. Waren seine Gedanken bei den Geschäften oder beim Tarock? Es kam auf das Gleich heraus. Alle standen auf und gingen gemeinsam in den Garten.

In Kai’s Bewusstsein war Wolfgang’s Forderung, man müsse seinen Weg unablässig verfolgen, wenn man ihn einmal gefunden habe, haften geblieben.

¹² Schiller, *An die Freunde*: „Sehn wir doch das Große aller Zeiten / Auf den Brettern, die die Welt bedeuten, / Sinnvoll, still an uns vorbeigehn.“

Eine bisher verbaute Blickrichtung tat sich plötzlich vor ihm auf, und Wolfgang erschien ihm als der Wegweiser zu einem anderen Leben. Kai befand sich auf jener Stufe des Daseins, auf welcher fast alle Menschen nur durch Worte und Erkenntnisse Gleichaltriger oder wenig Älterer erreichbar sind. Er brauchte die Nähe eines verwandten Erlebnisses. Was scherte es ihn, dass er Ähnliches in der Schule, in den Hörsälen der Universität, ja selbst von der Mutter schon gehört hatte; heute wehte ihm zum ersten Male eine Luft entgegen, in welcher die Erregung der Entscheidung, die Abkehr von schweifender Vielfalt und die Kraft des Entschlusses noch unverdünnt lebendig waren. Was hatten ihm jemals die Erfahrungen Anderer bedeuten können? Es war für ihn von jeher eine unumstößliche Gegebenheit gewesen, dass die Erwachsenen nach anderen, ihm vorläufig verborgenen Gesetzen lebten und handelten als er selbst. Er hatte noch nie die Notwendigkeit einer Entscheidung verspürt. Die Mutter hatte ihn zwar oft gewarnt, sich übermäßig fest an Dinge und Zustände zu binden, doch ganz verstanden hatte er sie nie. Die in ihrer eigenen Luft abrollende Kindheit war ihm stets als dichte Selbstverständlichkeit erschienen. Und dann: Er war es so gewöhnt, einige Schritte hinter Alexander in der zweiten Reihe, außerhalb der Brennpunkte aller Strahlen zu gehen, dass ihm von selbst nie der Gedanke gekommen wäre, für einen Entschluss, einen Weg, ein Ziel aus der geschützten Reihe zu springen.

Irgend etwas in Wolfgangs Wesen ließ Kai mit einem Male in atemraubender Plötzlichkeit alles Bisherige fragwürdig erscheinen. Wo war sein Weg? Welche Schmach, er hatte es überhaupt noch nicht empfunden, weglos zu sein! Er hatte noch nie gesucht. Alle nicht getroffenen Entscheidungen, alle nicht gefassten Entschlüsse schmerzten heute wie Brandmale. Wieso hatte er sich hinter Xandls breitem Rücken vor dem Leben und den Menschen versteckt? Er sah alles ganz klar, ein Vorhang schien beiseite gezogen. Die Bindung, die sein jeweiliger Zustand ihm stets auferlegte, hatte ihn übermäßig lange in den Fesseln der Kindheit gehalten. Dem Knaben Kai erschien sein bisheriges Leben plötzlich wie ein Dämmer Schlaf. Er konnte, während sein gesamtes Wesen gleichsam auf dem Sprunge war, nicht erfassen, wie wohltätig diese lange Kindheit für sein späteres Leben sein sollte. In kurzen Minuten wuchs die Bedeutung Wolfgangs, eines der vor wenigen Stunden noch unbekannt Menschen, zur Riesengröße empor. Eine verborgen gewesene Bereitschaft zu erwachen entfaltete sich weit über den Anlass hinaus.

Niemand hätte jedoch bemerkt, was in Kais Innerem vorging. Langsam, beinahe lässig, schritt er mit den Anderen durch den Garten. Xandl plauderte lachend in gewohnter Weise. Jetzt waren sie bei dem Nebenlauf des Flusses angelangt. Xandl zeigte Wolfgang das von einem zum andern Ufer gespannte Tau und erklärte, wie man sich von der Strömung dem Seil entgegen treiben lassen müsse, um sich schließlich im letzten Augenblick festzuhalten. Kais tiefblaue Augen und seine dunklen Pupillen waren abgekehrt wie nur je und

von den schweren Lidern mit den dichten Wimpern verdeckt. Dem, der ihn genau beobachtet hätte, wäre einzig ein ungewohnt rötlicher Schimmer in der braunen, olivgetönten Haut aufgefallen.

Die bisher nie mit einem Gedanken angetastete Sonderstellung Alexanders, dem durch die Lebhaftigkeit seines ausstrahlenden Wesens ein selbstverständlicher Vorrang zuzukommen schien, drohte sich für Kai aufzulösen. Er hörte Xandl scherzen und plaudern, und allmählich wurde ihm das von Grund auf verspielte Wesen des Zwillingsbruders, das ihm bisher als spielerisch in einem festlichen, naturgewollten Sinne erschienen war, zu schmerzhafter Gewissheit.

Kais beinahe ketzerische Gefühle wuchsen in gleichem Maße wie eine betroffene Bewegtheit im Herzen Wolfgangs, der den Reden Xandls immer weniger zu entgegen wusste. Der Gleichschritt der Enttäuschung führte Kai und Wolfgang zusammen, das Verblassen eines im Bewusstsein beider fest verwurzelten Bildes machte sie anlehnungsbedürftig. Sie empfanden, wenn auch jeder in verschiedener Weise, als ständen sie in einem luftleeren Raum, und ihre Arme suchten sich zu breiten, um einen Stützpunkt zu finden. Wolfgang vermochte die ihm in ihrer Plötzlichkeit völlig unverständliche Auflösung der eben noch bewunderten Leichtigkeit Alexanders kaum zu ertragen. Er selbst war nicht leichtfertig genug, sich widerstandslos damit zufrieden zu geben. Dem Knaben Kai war es aber, als ob ein Stück Heimat ihm entrissen werde. Schutzlos stand er da.

Während dies alles unterirdisch vor sich ging, plätscherte das Gespräch weiter. Sie unterhielten sich von Kanufahrten auf den Stromschnellen des Flusses. Im selben Augenblick überfiel Wolfgang und Kai ein böses Gewissen, als betrögen sie den ahnungslosen Alexander. Aber gleichzeitig sahen sie ein, dass er sie nie verstehen würde, sollten sie sich etwa entschließen, mit ihm zu reden. Und beide erkannten, dass nur durch die Begegnung mit dem Anderen eine so tiefe Verwandlung hatte geschehen können. Das machte sie zu Verbundenen, ja, mehr als das, zu Verbündeten.

Wolfgang fand gerade noch die Zeit, sich mit Kai für den nächsten Tag zu verabreden, dann kam die kleine Tilde und sagte Gute Nacht. Die Sonne war untergegangen, die Brüder gingen mit ihrem Gast zurück ins Haus.

Kai traf sich mit Wolfgang bei jenem schlanken Tempelchen, das von einem grünen Hügel die weiten Wiesen des Tales und die unvergesslichen Türme des Stadtbildes überschaut.¹³ Es war beiden, als kennten sie sich schon lange, als hätten sie es jedoch bisher versäumt, über das, was sie einander wirklich zu sagen hatten, zu reden. Wie Ausgehungerte warfen sie sich in das Gespräch, und Kai war es vor allem, der lange gestauten Erlebnissen Ausdruck verlieh.

¹³ Anspielung auf den Monopteros im Englischen Garten in München, von dessen Höhe aus man einen Ausblick auf die Stadt und auf das Wahrzeichen Münchens, die Frauenkirche, genießen kann.

Er sprach von seiner Betroffenheit über Wolfgangs gestrige Worte, von der Verpflichtung zu Weg und Ziel.

„Sind das nicht Binsenweisheiten?“, fragte Wolfgang voller Staunen über den Wiederhall. Kai wusste es nicht. Es war auch belanglos für ihn, er hatte jedenfalls noch nie den Anstoß empfunden, eine Richtung zu suchen, der alles andere sich mit Notwendigkeit zuordnen musste. Aber was war es gewesen, das ihn monatelang in die philosophischen Vorlesungen der Universität getrieben hatte? Keine Frage war ihm dort gelöst worden, die Rätsel häuften sich. Manchmal befiel ihn die Angst, sich in ein unentwirrbares Knäuel zu verstricken. Lag es an den Grenzen seines Verstandes? Vielleicht – aber die Unlebendigkeit der Wissenschaft, wie sie von den alten Würdenträgern dort drüben gelehrt wurde, umging ihn wie ein Grab. Wo konnte er einmal tief Atem schöpfen?

Diese Bekenntnisse machten Wolfgang hellsichtig, sowie es bei jenen seltenen Begegnungen im Leben geschieht, die scheinbar von einem Zufall, in Wahrheit aber von der List einer schicksalhaften Idee zwangsläufig herbeigeführt werden. Obwohl Kais Tasten und Fragen nicht einmal so sehr den eigenen Kämpfen um Klarheit und Sicht verwandt war, obwohl Wolfgang eigentlich kaum etwas von Kais Begabungen und Möglichkeiten wusste und obwohl vor allem ein äußerer Druck ihm selbst viele allzu freie Entscheidungen abgenommen hatte, so schien die Gnade des Augenblicks, ohne dass er zu überlegen brauchte, ihm eine Wünschelrute in die Hände gegeben zu haben: Wo er Kais Seele berührte, sprang eine verborgene Quelle.

So war es gekommen, dass Wolfgang Kais Augen für die ewige Lebendigkeit des Sinnlich-Sichtbaren geöffnet hatte, dass es ihm gelungen war, den Knaben von der Gespenstigkeit schwebender Gedanken zu der runden Fülle anschaulich gestalteter Form zu führen. Plötzlich war es Kai, als sei es von jeher so gewesen. Hatte nicht die Beschäftigung mit der Kunst, mit bunten Bildern und Postkarten, die er sogar um sich auszubreiten pflegte, wenn er krank im Bette lag, seine Kindheit ausgefüllt? War seine Phantasie von den seltsamen und fremden Gestalten nicht in stets unwirklichere Fernen gelockt worden? Aber die blickzerstörende Starrheit dessen, was die Schule dem hungrigen Geist des Knaben bieten konnte, hatte diese Keime wieder verschüttet. Gewiss, er hatte einiges über Kunst gelernt, er hatte sogar über jene Wandgemälde des klassischen Meisters¹⁴ geschrieben, aber der Gedanke war ihm nie mehr gekommen, die Beschäftigung mit diesen Dingen in die Mitte seines Lebens zu rücken. Jetzt hatte Wolfgang unbewusst wissend das Rad zurückgedreht. Kais Weg musste den Spuren der Gestaltung folgen, auf welche Weise – und dabei stieg ein beglückend unbekanntes Gefühl von Sicherheit in ihm auf – würde die Zukunft ihm nun nicht mehr vorenthalten.

¹⁴ Raffael. Vgl. weiter oben und Anm. 7.

Dann hatten sie auf den Marmorstufen des eine südlichere Welt widerspiegelnden Tempelchens¹⁵ sitzend, mit dem Blicke über die seltsam zwiegesichtige, zwischen Norden und Süden stehende Stadt¹⁶ ihre Pläne geschmiedet. Und Wolfgang hatte Kai bestimmt, vorerst die Hörsäle der Universität zu verlassen und den Dingen seiner Wahl Aug' in Auge gegenüber zu treten. Und da Wolfgang ihm klargemacht hatte, der Süden sei so viel unverhüllter und offener, voller Sichtbarkeit und Form, als der neblige Norden, hatte Kai sich entschlossen, die Eltern zu bitten, ihn über die Alpen ziehen zu lassen. Die Mutter hatte darauf bestanden, Wolfgang mit auf den Weg zu schicken. War es, um Kai nicht von Anfang an allein den Eindrücken der Fremde auszusetzen oder um Wolfgang ein Land zu öffnen, das ihm auf lange Zeit unzugänglich geblieben wäre? So war es gekommen, dass Wolfgang in den Ferien nicht als Hauslehrer auf das Gut im Alpenvorland gegangen war, sondern dass die Freunde gemeinsam viele Wochen durch Italien reisten, bis an die Tore der großen Stadt, in welcher Kai nach Wolfgangs Heimkehr länger verweilen wollte.

III

Wie Kai nun auf den Marmorstufen zu Füßen der beiden zerstörten Säulen, inmitten des wuchernden Klees saß und seinen Gedanken hingegeben war, empfand er plötzlich ein Gefühl von Verlassenheit. In jener stillen Stadt am Abhang des Gebirges, auf deren glühendem Marktplatz er die Bekanntschaft des kleinen Franco gemacht hatte, war Wolfgang noch mit ihm gewesen. Der kleine Franco – und damit fiel ihm wieder der Knabe des nächtlichen Erlebnisses ein, den er für sich ja auch Franco nennen wollte. Der Kreis seiner Erinnerungen hatte sich geschlossen.

Das Gefühl der Verlassenheit, das in Kai aufgestiegen war, verdichtete sich zu einer Sehnsucht nach den Lauten der heimatlichen Sprache. Es fiel ihm ein, dass die Mutter an Freunde geschrieben hatte, die vor Jahren in ihrer nächsten Nähe, jetzt in dieser Stadt des Südens lebten: ein Schriftsteller und seine Frau, bei denen Kai sicher sein könnte, freundlich empfangen zu werden. Mit einer Hast, die eigentlich zu dem Zweck seiner Handlung in keinem rechten Verhältnis stand, durchsuchte Kai seine Taschen, um das kleine Büchlein zu finden, in das er Straße und Haus des Ehepaars geschrieben hatte. Er hatte das Büchlein nicht bei sich. Sofort sprang er auf. Obwohl es noch nicht spät am Nachmittag war, wollte er keine Zeit verlieren. Er musste zuerst zurück zum „interno sette“. Achtlos hastete er durch das Ruinenfeld zur Straße. Dort wurde er einige Minuten aufgehalten. Eine Gruppe von Zöglingen eines Priesterseminars kam ihm entgegen. In dem hellen Sonnenlicht überraschte

¹⁵ Der Monopteros im Englischen Garten, vgl. weiter oben, Anm. 13.

¹⁶ München.